2. Bericht
- ein Jahr in Palästina -

Von Zeit, Inshallah und den kleinen Dingen im Leben

Es kommt mir vor, als seien es bloß Tage gewesen, dass wir alle vor Spannung den Atem angehalten haben und auf den Beginn der nächsten Intifada gewartet haben, als Trump vereidigt wurde und fest davon überzeugt war, die Amerikanische Botschaft solle schleunigst nach Jerusalem, "die Hauptstadt" Israels verlegt werden. Dabei ist Trump schon drei Monate im Amt und wir leben noch.
Es kommt mir vor als wäre es gestern gewesen, dass Martha und ich unter drei Decken gekuschelt im gleichen Bett schliefen, um der Kälte zu entkommen. Dabei verbrenne ich mir während ich diesen Bericht schreibe meine Schienbeine in der Sonne auf unserer Terrasse.
Es kommt mir vor, als wären heute morgen erst die Uni-Zusagen aus Manchester und London für Philosophie, Politik und Wirtschaft ab September in meinem E-Mail Postfach aufgepoppt. Dabei bin ich längst dabei eine Wohnung in London zu suchen und wäge Finanzierungsmöglichkeiten ab.

Die Zeit rennt. Und ich sitze in meinem kleinen Garten, umringt von Palmen, Rosen und Olivenbäumen und wünsche mir die Zeit anhalten zu können.

(Ausblick von unserer Terrasse)

Der Gedanke ab September schon wieder von vorne anfangen zu müssen, mit neuer Wohnung, neuen Mitbewohnern, neuer Kultur, einfach allem macht mir Angst. Es fühlt sich surreal an.
Warum neu anfangen, wenn ich mein Leben mag, wie es ist? Warum umziehen, wenn der kleine Kräutergarten zuhause doch grade anfängt zu wachsen? Warum gehen, wenn allein der Gedanke ans Weggehen Heimweh verursacht? Warum neue Mitbewohner suchen, wenn Martha und ich doch längst darüber hinaus sind bloß Mitbewohnerinnen zu sein, sondern viel mehr Schwestern sind? Warum sich baked Beans und Würstchen zum Frühstück antun, wenn man grade gelernt hat Reis und Gemüse in den herrlichsten traditionell palästinensischen Variationen zuzubereiten? Warum im Supermarkt wieder in Plastik eingeschweißte Biogurken kaufen, wenn mein Gemüsehändler mich mit Handschlag begrüßt und mir das beste Obst und Gemüse aus den nahegelegenen Dörfern verkauft, ohne mich über den Tisch zu ziehen? Warum in eine Großstadt ziehen, wenn ich mich doch mittlerweile so an diese "Jeder-kennt-jeden-und-weiß-alles" gewöhnt habe und nichts mehr liebe als die palästinensische Wärme und Gastfreundschaft? Warum nur Englisch sprechen, wenn die Leute doch grade anfangen zu sagen "Oh du sprichst aber gut arabisch!"? Warum Politik studieren, wenn ich sie wahrscheinlich nirgends drastischer erleben kann als vor meiner Haustür?

Ja warum...
Mein Verstand kennt auf jedes dieser "Warums?" ein schrecklich vernünftiges "Weil", das es sich dreist erlaubt mich und mein armes kleines an Palästina-hängende Herz auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

(Markt in Hebron im Februar)

Es ist nicht alles wunderschön, aufregend und elektrisierend.

Da ist der nicht enden-wollende Sexismus: die bohrenden Blicke Männer jeden Alters, ein Hupkonzert, wann auch immer ich an einer Straße entlang gehe, und natürlich die Sprüche. Vom harmlosen "Hello, welcome how are you?" über Kommentare zu meinem Aussehen bis hin zu Dingen, von denen ich wünschte, sie nicht in ihrer vollendeten beschämenden Perversität verstanden zu haben.
Und doch, so falsch es auch ist, muss ich gestehen, mich daran gewöhnt zu haben. Ich sehe die Blicke nicht mehr, außer ich bin mit Freunden unterwegs, die mich darauf hinweisen. Das Hupkonzert höre ich genau wie all die Kommentare nicht mehr, nicht einmal die ohrenbetäubend lauten LKW-Hupen lassen mich mehr zusammenzucken und ich habe mir ein beachtliches Repertoire an mehr oder weniger diplomatischen Entgegnungen auf die nicht allzu häufigen verbalen Belästigungen zugelegt.
Woran ich mich bis heute jedoch nicht gewöhnen konnte, wollte und es auch niemals werde, ist die patriarchalische Grundeinstellung einiger meiner männlichen Mitmenschen. Es gibt Dinge, die Frauen nicht zu tun haben, nicht zu können haben und nicht zu wollen haben, weil sie nun einmal keinen Penis haben. Und auch, wenn diese Einstellung zusehends an Befürwortern verliert, Palästina zu den liberalsten Ländern der Region zählt und man der Liberalisierung der Gesellschaft beinahe zusehen kann, so weiß ich doch ganz genau, dass die Freiheiten meiner zu 90% männlichen Freunde nicht die meinen und schon gar nicht die meiner palästinensischen Freundinnen sind.

Ich wurde zuhause oft gefragt, wie ich denn gedenke mich hier zu kleiden, wobei viele insgeheim wohl eher an verschleiern dachten.
Ich trage, was ein Mensch eben so trägt. Nur, dass ich eben keinen "Bikini-Abdruck" mehr habe, sondern einen "lange Hose - T-Shirt Abdruck" und schon so manches Mal versucht habe, den Dreck von meinen Knöcheln zu schrubben, bis ich gemerkt habe, dass der schmale Streifen zwischen Hose und Schuh mittlerweile einfach das Braunste an mir ist.
Ich kann nicht verleugnen, dass ich mich an so manch heißem Sommertag nach einer kurzen Hose gesehnt habe und es mir jetzt, wo es langsam wieder wärmer wird schon ein wenig vorm Sommer graut.
Natürlich könnte ich es auch machen, wie die zahlreichen Touristinnen, die gerne auch mal in Mini-Kleidern, aber dafür mit Schal über den Haaren durch Bethlehem irren.
Möglich ist alles. Nur eben nicht unbedingt angebracht.
Und genau deswegen darf mein Hautarzt sich freuen, dass ich den Großteil meiner Haut vor der Sonne verberge.

(Totes Meer im Februar, oder auch: „Fett schwimmt oben“)

Palästina hält mir den Spiegel vor. Ich würde niemals so weit gehen und behaupten, dass ich mich mit meinen 18 Jahren nach einem Jahr weg von zuhause "gefunden" habe und weiß wer ich bin. Eher im Gegenteil, ich war mir selten so unklar darüber, was ich im Leben möchte, wie heute.
Aber ich habe definitiv einen Teil von mir kennen gelernt: das an Pünktlichkeit, strikte Deadlines, klare verlässliche Absprachen, penible Strukturiertheit und effizienzorientierte Herangehensweisen gewöhnte deutsche Mädchen. Himmel, ich hätte nie gedacht, dass ich mich einmal so sehr nach Zeitdruck, Arbeit und Stress sehnen würde.
So sehr ich es auch liebe, dass ausnahmslos immer Zeit für einen Kaffee ist, ich "inshallah" (übersetzt: So Gott Will bzw. hoffentlich) auf alles antworten kann, was ich in Deutschland von vorne herein vehement verneinen würde und die Praktik des "im Vorraus-Planens" ungefähr auf genauso viel Befürwortung stößt, wie Schweinefleisch, so klugscheißert meine kleine, innere deutsche Ordnungsfanatikerin ab und an: "Ich führe euch in das Land wo Milch und Honig fließt mit nur einigen wenigen farb-kodierten Projektplänen und einem Hauch deutscher Zuverlässigkeit!"
"Ok, ok inshallah", antwortet dann meist der Rest von mir freundlich, begeistert nickend der kleinen Klugscheißerin und wendet sich wieder Qahwe und Knafe zu. (Qahwe ist das arabische

Wort für Kaffee und Knafe ist eine traditionelle, aus Nablus stammende Süßigkeit, bestehend aus überbackenem weißen Käse und einer Menge Zuckersirup. Und ja mir ist bewusst, dass sich das sehr seltsam anhört: Einfach nicht drüber nachdenken, herkommen und probieren.)

(Knafe essen in Nablus mit Martha und Darian)

Meine „ok, ok, inshallah“ Einstellung mag in gewissen Zügen auch durch das SOS geprägt sein. Hier ist unsere Arbeit, nun ja, entspannt.
Da die Kinder morgens in der Schule sind, beginnt unsere Arbeit erst am Mittag. Bei 14 Müttern, von denen jede ohne Weiteres ein Sterne Restaurant eröffnen könnte, habe ich es nur dem ständigen Auf und Ab der mehr als bergigen Landschaft rund um Bethlehem zu verdanken, dass ich noch nicht zur Arbeit rolle.
Generell fällt es mir schwer, das, was wir im SOS tun als Arbeit zu bezeichnen. Wir helfen den Kindern ihr Englisch zu verbessern, malen, basteln, springen Seil und spielen Verstecken.
Wenn die Jungs am Samstag morgen in der Schule sind, treffen wir uns mit den Mädels zum Fußball oder Basketball spielen. Unsere Nachmittage verbringen wir dann im Mädels-Youth-House mit Französisch- und Klavierunterricht und der ein oder anderen Dabke-Lektion für Martha und mich.
Das alles ist keine Arbeit, sondern etwas, das ich jeden Tag aufs Neue sehr genieße und nicht nur den Kindern, sondern auch mir ein Lächeln ins Gesicht zaubert.
Weil "Greta" im Arabischen nicht unbedingt sehr vorteilhaft ausgesprochen wird (meist wird ein "Ritta" daraus), hat Mama Fadia mich gleich zu Beginn in "Kuki" umgetauft.

(Ausflug ins Bumble Bee Spieleland mit den SOS-Kindern)

Aber so sehr ich das begeisterte "Tuti" von klein Aiham zur Begrüßung auch liebe, und so gerne ich

mit Amar auch male, bis alle Farben leer sind und meine Haare von Bisan zu Frisuren auftürmen lasse, die Amy Winehouse Konkurrenz machen, so habe ich doch gemerkt, dass ich einen Grund brauche meinen Tag vor 12 Uhr Mittags zu beginnen.
Deswegen habe ich mir im Februar mehr oder weniger selbst einen kleinen Tritt in den Hintern verpasst und helfe seitdem an den öffentlichen Mädchenschulen Al-Awda und Mariam Al-Adra drei bis viermal die Woche morgens für ein paar Stunden im Deutschunterricht, bevor es nachmittags ins SOS geht.Hier bin ich "Frau Greta", ein etwas seltsames Gefühl, wo die Mädchen doch teilweise bloß zwei Jahre jünger sind als ich. Sie waren allerdings kollektiv der Meinung ich müsse Mitte zwanzig sein und erkundigen sich ganz nebenbei nach meinem Mann und meinen Kindern.

Die Schule öffnet mir abermals einen völlig neuen Blickwinkel.
Ich lerne das Glück sehr liberale Eltern zu haben, schätzen. Sexualität war nie ein Tabuthema, weder zuhause, noch im Freundeskreis. Etwas, wofür ich heute sehr dankbar bin.
Hier ist das anders. Sexualität ist etwas, über das man nicht gerne spricht.
Kontakt zwischen Jungen und Mädchen außerhalb der Familie ist nicht gern gesehen.
Der oftmals einzige Weg Sexualität auszuleben ist die Ehe. Und auch, wenn das Thema von vorehelichem Beziehungen, Freundschaften zwischen Mädchen und Jungen heute schon viel entspannter gesehen wird, als noch vor einigen Jahren und die Zahl deren, die sich bewusst gegen eine Ehe entscheiden steigt, heiraten viele PalästinenserInnen für "deutsche Verhältnisse" früh.
Denn die Ehe ist nicht nur Schlüssel zur Sexualität, sondern auch zur Eigenständigkeit. Weg vom eigenen Elternhaus, hin zu eigenem Haushalt, eigener Familie und der Chance eigene Träume zu verwirklichen.
Ich hingegen muss die Mädchen enttäuschen. Da gibt es weder einen Verlobten, noch Ehemann, ganz zu schweigen von Kindern. Ein wenig nachdenklich stimmen sie mich aber doch.

Familie. Das ist etwas, was hier so viel größer geschrieben wird als Karriere und Geld. Familie ist hier etwas, was so viel größer ist als bloß Vater, Mutter und Kinder.
Da gibt es dutzende Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen, Nichten und Neffen. Jedes als noch so klein angekündigte Abendessen wird zu einem Familientreffen, dass es bei uns vielleicht in der Größe alle paar Jahre mal gibt mit Essen, dessen Kochvorgang mehr Zeit in Anspruch nimmt, als sämtliche Weihnachtsessen der letzten fünf Jahre zusammengenommen.
Platz am Tisch und Essen gibt es immer, egal wie viele Gäste spontan vorbeikommen. Ich weiß schon jetzt, wie schmerzlich ich den Trubel und diese überwältigende Herzlichkeit vermissen werde.
So glücklich es mich auch macht, hier Teil einer Familie zu sein, sei es im SOS oder bei meiner Arabischlehrerin Ekhlas, so merke ich auch, wie wenig ich eigentlich Teil meiner bunt zusammengewürfelten Patchwork Familie in Deutschland bin.

Der Gedanke an meine eigene Familie in diesen Momenten ist ein sehnsüchtiger. Sehnsüchtig danach, sie öfter zu sehen als auf Hochzeiten und Beerdigungen und der feste Vorsatz all das, was ich hier über die Bedeutung von Familie und Gastfreundschaft gelernt habe, mit dahin zunehmen, wohin auch immer es mich in meinem Leben noch verschlagen wird.
Nichts ist schöner, als sich Zeit für die wichtigen Dinge im Leben zu nehmen, sei es auch nur für die Dauer einer gemeinsamen Tasse Tee.
Denn die Zeit rennt. Und auch, wenn mir so vieles so vorkommt, als sei es gestern geschehen, bleibt mir nicht mehr viel Zeit hier, an dem Ort an dem ich so gerne für immer bleiben würde.

Von Boden und erleichtertem Aufatmen

Vier Busse voller junger Menschen, sie sind mehr Jungen und Mädchen, als Männer und Frauen. Zwei Busse aus dem Aida und noch einmal zwei aus dem Deheishe Camp. Es ist ein Meer aus schwarz, weiß, grün roten palästinensischen Flaggen, rot-weißen und schwarz-weißen Kuffiyas und schwarzen Kappen mit der Aufschrift: Al-Ard Illna (Unser Land/Boden).

Es ist der 30. März 2017. Der "Yom Al-Ard", übersetzt Tag des Bodens jährt sich zum 41. Mal.
41 Jahre ist es her, dass die israelische Regierung in Galiläa tausende Hektar Land konfiszierte und hunderte Palästinenser zu Gunsten israelischer Siedlungen enteignete.
41 Jahre ist es her, dass tausende Palästinenser dem Aufruf zu einem Generalstreik und landesweiten Protesten, von Galiläa bis in die Negevwüste folgten.
41 Jahre ist es her, dass während dieser Proteste sechs unbewaffnete Palästinenser, drei Männer und drei Frauen erschossen wurden.
41 Jahre. Und noch immer ist der 30. März kein stiller Gedenktag. Im Gegenteil: Der Tag des Bodens ist im Jahr 2017 aktueller denn je.
Eigenen Grund und Boden, ein Zuhause haben. Keine Angst haben zu müssen, dass das, was meine Eltern über Jahre mühselig erarbeitet und aufgebaut haben auf einmal vom Erdboden verschwindet. In der Gewissheit leben, dass nichts und niemand mir so schnell den Boden unter den Füßen wegzieht.
Doch Palästina holt mich buchstäblich auf den Boden der Tatsachen zurück.
Boden. So selbstverständlich wie die Luft, die wir atmen und doch so wertvoll. Boden. Das ist etwas wofür Menschen teuer bezahlen, nicht selten mit ihrem Leben. Boden. Er ist die die Basis jedes noch so kleinen Zuhauses. Boden. In seiner Fruchtbarkeit so reich an allem, was das Herz begehrt.

Besonders für die jüdische Gemeinschaft ist Boden und somit der Staat Israel nach Jahrtausende langer Diaspora etwas unschätzbar wertvolles. Kein Wunder also, dass dem Boden und seiner Verwaltung mehr als zwölf verschiedene Gesetze widmet.
Unter ihnen das "Absentee Property Law", ein Gesetz zur Besitzregelung Abwesender, das die Überschreibung sämtlichen Landes "Abwesender" an die Custodian of Absentee Property (kurz: CAP) regelt. Kurz auf die Nakba, die Vertreibung von mehr als 750.000 Palästinensern im Jahr 1948 folgend wurden unter diesem Gesetzt 4.200 - 5.800 km^2 Land an die CAP überschrieben. Durch die "Present-Absentee" (anwesende Abwesende) Regelung, inkludiert diese Gesetz auch Binnenflüchtlinge, die innerhalb der Staatsgrenzen Israels verblieben sind, jedoch ihr Zuhause verlassen mussten. Ausgenommen sind jene, die unter anderem von ihrem Zuhause aus Angst vor

Israels Feinden fliehen mussten. Effektiv wird somit ein Großteil der betroffenen jüdischen Bevölkerung von der Überschreibung ihres Landes an die CAP geschützt.
Was passiert nun aber mit dem an die CAP überschriebenen Land?
Im "Development Authority Law" (Gesetz der Entwicklungsbehörde) ist festgeschrieben, dass die DA (Developement Authority) das von Der CAP erhaltene Land ausschließlich an folgende vier Akteure verkaufen darf.

1. den Staat Israel
2. den Jüdischen Nationalsfonds
3. lokale Stadtverwaltungen
4. eine Institution zur Wiederansiedlung landloser Araber, die allerdings nie gegründet wurde.

So ist faktisch eine Rückgabe des Landes an die ursprünglichen palästinensischen Besitzer unmöglich und sogar illegal nach israelischem Gesetz.
Weiter validiert das "Land Acquisition Law" (Gesetz zur Akquirierung von Boden) in großen Teilen retrospektiv die Beschlagnahmung von mehr als 311 km^2 Privatbesitzes (304,7 km^2 davon ursprünglich im Besitz von Arabern) für essentiellen Siedlungs-und Entwicklungsbedarf.

"The Occupying Power shall not deport or transfer parts of its own civilian population into the territory it occupies", besagt der Artikel 49, §6 der 4. Genfer Konventionen von 1949.

-erleichtertes Aufatmen-

"Na elhamdulillah (Gott-sei-Dank) haben wir wenigstens innerhalb der Mauer unsere Ruhe...", denke ich und proste unseren Nachbarn in Har Homa vom Sofa auf unserer Terrasse aus zu. "Ein Hoch auf das internationale Recht und die internationale Exekutive!"

(Unsere Nachbarn, die Siedlung Har Homa oder auch: Eine Hommage an das internationale Recht)

(Die Siedlung Har Homa aus der Ferne. Bethlehem und die Siedlung scheinen beinahe nahtlos in einander über zu gehen.)

Aber Spaß beiseite: Unsere Freude über die weihnachtliche UN Resolution, die den sofortigen Stopp jeglicher Siedlungsexpansion in der West Bank forderte war groß.

Nicht, dass wir wirklich geglaubt hätten, dass knapp 400.000 Siedler mit einem Mal aus der West Bank verschwinden würden.
Nicht, dass wir uns ausgemalt hätten, wie das Leben hier sein könnte, würde die internationale Gemeinschaft den Staat Israel, wie jeden anderen Staat auch nach geltendem internationalen Recht verurteilen.
Nicht, dass wir ernsthaft gehofft hatten, irgendetwas würde sich ändern.

Doch weil die Realität so viel ernüchternder ist, als jede noch so pessimistisch anmutende Fantasie, ist da nur das verzweifelte: "Aber, aber, aber das dürfen die doch nicht!", in meinem Kopf.

"Die Welt ist feige", denke ich, als nicht einmal ein Monat nach der Resolution vergeht, bevor der Bau 2000 neuer Wohneinheiten in Siedlungen vom israelischen Parlament beschlossen wird und der Rest der Welt nicht einmal mit der Wimper zuckt.

"Die Welt ist feige", denke ich, als die Medien groß über die durch den israelischen Staat angeordnete Evakuierung der selbst von ihn als illegal kategorisierten Siedlung "Amona" berichten und über die mehr als 40 Millionen Dollar, die der Staat bereits für den Bau einer neuen Siedlung und Kompensationszahlungen für die Siedler bereit gestellt hat schweigen.

"Die Welt ist feige", denke ich, als über einen Terroranschlag mit einem Auto auf Polizisten in der Negevwüste berichtet wird, bei dem ein israelischer Polizist starb und der "Angreifer" erschossen wurde, aber über die Bulldozer und Hundertschaften, die am Morgen in das kleine arabische Dorf Umm Al-Hiran fuhren, sämtliche Häuser abrissen und dutzenden Menschen ihr Zuhause nahmen

geschwiegen wird. Und während ein Video und mehrere Menschen nahelegen, dass der getötete palästinensische Lehrer Yacoub Mousa Abou al-Kaeean bloß langsam mit seinem Auto an einer Gruppe Soldaten vorbeifuhr, angeschossen wurde und dadurch die Kontrolle über sein Auto verlor, wird sein Leichnam tagelang einbehalten und die von Hilfsorganisationen errichteten provisorischen Wohncontainer brechen abermals unter unbarmherzigen israelischen Bulldozern zusammen.

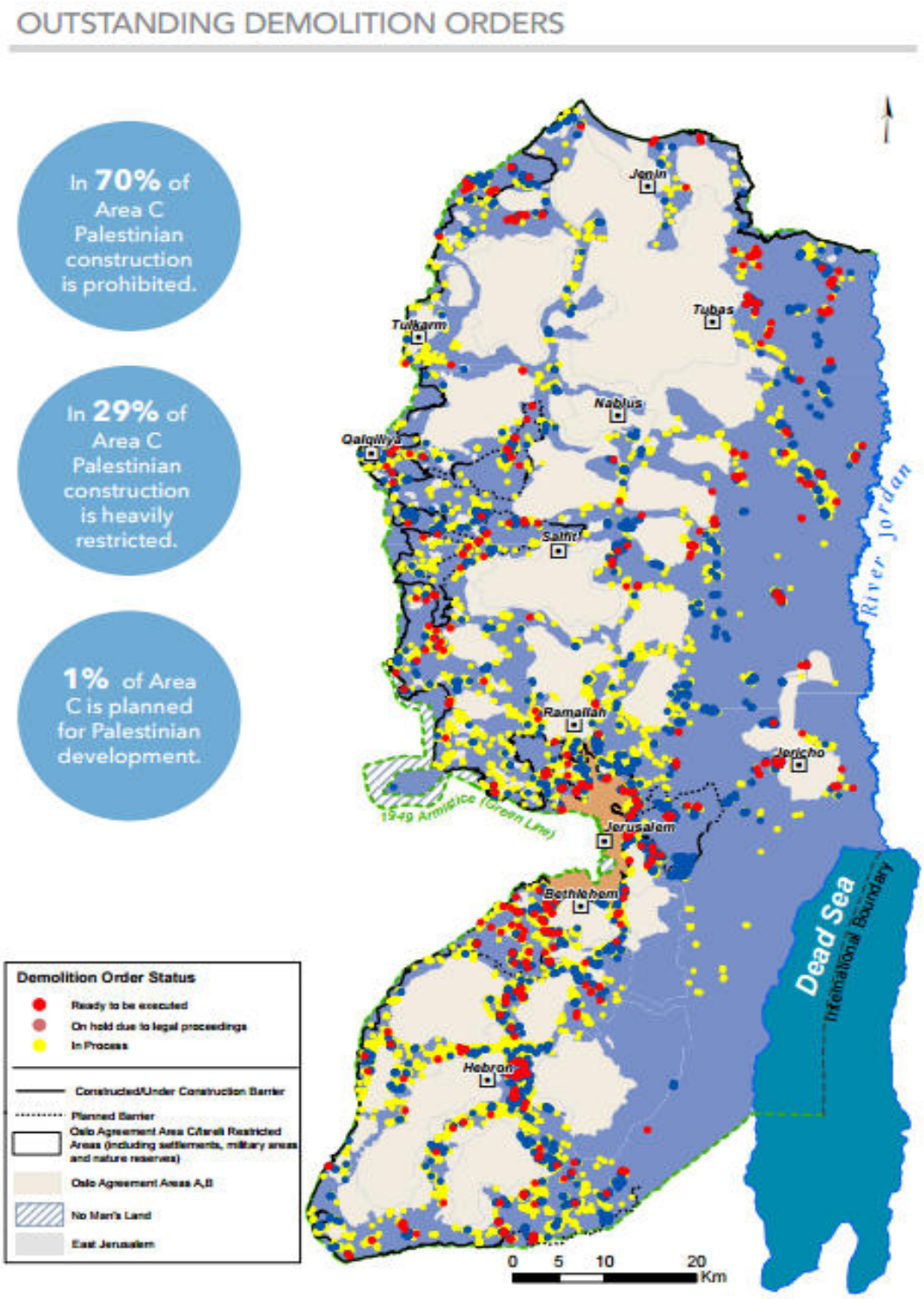
"Die Welt ist feige", denke ich, als wir im Oktober gemeinsam mit dutzenden anderen Ausländern in den Ästen der Olivenbäume in der von Israel kontrollierten C Zone der West Bank klettern und Oliven ernten. Sie sind eigens für die Ernte gekommen, da die Bauern in weiten Teilen der West Bank durch das Militär an der Ernte gehindert werden oder von Siedlern massiv angefeindet werden.

"Die Welt ist feige", denke ich jedes Mal, wenn wieder ein Haus in Ost-Jerusalem oder in der C-Zone durch das Militär dem Erdboden gleich gemacht wir, weil es "illegal" gebaut wurde.

Mehr als 61% der West Bank liegen heute in der C Zone und damit unter Kontrolle des israelischen Militärs.
In 70% dieser Gebiete sind jegliche palästinensische Bauvorhaben verboten. In 29% sind Bauvorhaben stark durch das israelische Permit System eingeschränkt. Grade einmal 1% der Gebiete der C Zone sind für palästinensische Bauentwicklung vorgesehen.

Wer in den von Israel kontrollierten Gebieten bauen möchte, sei es nun ein leckendes Dach zu reparieren, der braucht eine staatliche Genehmigung, deren Akzeptanzrate bei unter 2% liegt. Doch ein leckendes Dach muss repariert werden, Baugenehmigung hin oder her.

Artikel 205 des "Israeli Planning and Building Law" (das israelsiche Planungs- und Baugesetz) besagt jedoch, dass es dem Staat erlaubt ist ein Haus in Teilen oder Gänze zu demolieren, sollte ohne Genehmigung bzw. abweichend von einer erteilten Genehmigung gebaut worden sein.
Unabhängig davon ist in Artikel 212 des selben Gesetztes festgeschrieben, dass Gerichte auch einen Abriss eines Gebäudes erlassen können, dessen Besitzer nicht identifizierbar bzw. ein solcher Genehmigungsverstoß nicht nachgewiesen werden kann.
Aus diesem Gesetz resultieren mehr als 14.000 Abrisserlasse. Tausende von ihnen wurden noch nicht vollzogen und lassen hunderte palästinensische Familien in der Angst leben ihr Zuhause am nächsten Tag zu verlieren.



(noch ausstehende Abrisserlasse innerhalb der C Zone (blau))

(Sämtliche Informationen sind in dem Spotlight " Under Threat, demolition orders in Area C of The West Bank" des United Nations Office for Coordination of Humanitarian Affairs in the occupied Palestinian territory nachgelesen werden:
https://www.ochaopt.org/documents/demolition_area_c_3-9-2015.pdf)

Wir wandern auch heute, 41 Jahre später durch Olivenhaine, wie es sie nur im heiligen Land geben kann. Wir wandern vorbei an Grenzzäunen, die Siedlungen Gilo und Har Gilo über uns thronend und von Militärjeeps beobachtet in einem Meer aus schwarz, weiß, grün roten palästinensischen Flaggen, rot-weißen und schwarz-weißen Kuffiyas und schwarzen Kappen mit der Aufschrift: Al-Ard Illna.
Al-Ard Illna. Für manche mehr Wunsch als Feststellung, aber vor allem eine unmissverständliche Forderung nach etwas, was doch eigentlich so selbstverständlich sein sollte.
Es wird gesungen und gelacht und während wir uns zu hunderten zum Picknick zwischen Olivenbäumen und Thymiansträuchern niederlassen, wird traditionell palästinensisch "Dabke" getanzt.
Es könnte alles so schön sein.

(Die Olivenhaine von Makhrue und Battir im November letzten Jahres. Oben auf dem Berg thront ein Ausläufer der Siedlung Har Gilo.)